



Geld.

[6]

Roman von Karl Frenzel.

Nachdruck verboten.

„Fröhliche Leute da oben!“ sagte der Geheimrath und richtete sich in die Höhe. „Sie haben Recht, Herr Kösecke, es geht heute nicht. Ich muß als Wirth die Ehre meines Hauses aufrecht halten.“ und er zupfte seine Halsbinde wieder zurecht. „Packen Sie zusammen, und wenn Sie mir noch eine Nachtstunde opfern wollen . . .“

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Geheimrath.“

„Sie sind selbst Beamter, Sie wissen, was Dienstgeheimnisse besagen . . . Ich gebe ungern etwas aus dieser Stube . . .“

„Unbesorgt, Herr Geheimrath, Niemand sieht diese Schriften, morgen um halb acht liefere ich die Keinschrift in Ihre Hände.“

Ernst war froh, aus dem Gemach, aus dem Hause zu kommen. Nur einen scheuen Blick warf er auf die hellen Fenster, auf die Schatten, die hinter ihnen an den Wänden vorüberhüschten. Wenn jetzt der Alte mit den düsteren, strengen Augen und der gramvoll gefurchten Stirn unter die Tanzenden trat und sein Weib in den Armen Kognittens dahintrafen sah . . . Er lachte bitter auf, denn er fühlte sich ebenso betrogen, ebenso bedauernswerth, von ebenso unzerreißbarer Kette gebunden, wie der unglückliche Mann, der bebauerte, kein Mönch zu sein.

Friedloß war nicht in den Saal hinaufgegangen. Er hatte die Wohlthat des Alleinseins herbeigesehnt und es nur nicht mit seiner Würde vereinbar gefunden, den Schreiber vor der Zeit zu verabschieden. Mit schnellem Griff hatte er das Papier, nach dem er vorher vergeblich gesucht, unter dem Haufen von Aktensücken und Briefschaften hervorgezogen: ein Bogen mit Zahlen bedeckt. Mit Zahlen, die ihn, je mehr und hitziger er sie auf und ab rechnete, desto spöttischer und fragenhafter anstarrten, als ob sie sich in Koboldmasken verwandelt hätten . . . In Masken? Nein, in lebendige Kobolde, die ihn angrinsten: rechne doch, Geheimrath, zweimal zwei macht fünf . . . Er konnte nicht mehr, stöhnend warf er die Feder von sich: „Es ist ein Glend,“ sagte er dumpf, „und das Ende ist Schrecken.“

Die grauen Haarbüschel sträubten sich ihm auf dem Kopfe, er hatte die Empfindung, als zöge eine unsichtbare Hand daran sein Haupt, das ihm auf die Brust gesunken war, gewaltsam empor . . . Damit er sich selbst im Spiegel betrachten und der Richterin Wahrheit Rede stehen könnte . . . Was war aus ihm geworden, wohin war er gerathen? Nein, noch war nichts verloren, es bedurfte nur einer energischen Willensanstrengung, die Fesseln abzustreifen oder zu zerbrechen.

Einer hatte es ihm prophezeit, wie Alles kommen würde und wie es gekommen war. Der alte Wucherer und Börsenspekulant Kaspar Grau. Er hatte den Mann seit dem Tage, wo er ihn als den Vormund Dorothea's aufgesucht, die erst einige Wochen nach ihrer Verlobung mündig wurde, nicht wieder gesehen, schon durch die bloße Berührung mit der gemeinen Habsucht und Geldgier hatte sich das Ehrgefühl und die moralische Steifheit des Beamten verlezt gefühlt: jetzt war es ihm, als schleiche er neben, hinter ihm schlüpfenden Schritts einher. Mein verehrtester Herr Geheimrath, hörte er seine schleppende, mürrische Stimme in seinem Ohre, habe Ihnen nichts zu rathen, kenne Fräulein von Mannstätt als ein sehr schönes, sehr kluges und sehr gut erzogenes Mädchen, hat mein eigenes Geld gekostet, ihre Erziehung, aber sage Ihnen, daß ihr Vater ein Leichtsinziger, ein Spieler, ein Verschwendender gewesen. Art läßt nicht von Art, ist eine gefährliche Sache, glühendes Eisen mit der Hand anzufassen; aber wie Sie wollen, ist mir eine wundergroße Ehre diese Verbindung, die Sie mir für meine Mündel antragen! Und er hatte die Warnung in den Wind geschlagen, er hatte sich sogar noch ein

Verdienst daraus gemacht, das Mädchen, dessen Geist und Schönheit es ihm angethan, aus einer so verderblichen Vormundschaft zu befreien. Mochte doch der Vater immerhin sein Vermögen vergeudet haben — seine Tochter war ein hochadliges Fräulein, der Sohn Offizier. In seiner angesehenen Stellung, mit einem guten Gehalt und eigener altererbter Wohlhabenheit konnte sich Friedloß nach seiner Meinung wohl die Heirath mit einem armen Mädchen gestatten. Er liebte Dorotheens Schönheit; ihre sinnreiche Rede, ihr zurückhaltendes Wesen, ihre feine Schmeicheltunft besaßen ihn. Und anfangs hatte er seine Wahl nicht zu bereuen gehabt. Von dem Minister bis herab zu dem jüngsten Rath im Amt waren Alle in dem Lobe der jungen Frau einstimmig, sie mußte im gesellschaftlichen Verkehr beachtenswerthe Haltung mit geistvoller Höflichkeit zu vereinen. Man beneidete Friedloß, der, ein Fünfziger, noch ein solches großes Loos gezogen, und er selbst kam sich beneidenswerth vor, als Dorothea ihm einen Sohn gebar, als er rasch eine Ranklasse emporstieg, eine Aufbesserung seiner Besoldung und einen höheren Orden erhielt. Und Alles um ihn Gebiegenheit, Anjahn, Respektabilität war!

Wo waren die Zeiten hin! Nicht vor vier Jahren, vor einer Ewigkeit dünkten sie ihn gewesen zu sein. In dieser traurigen Stunde sah er nur die furchtbare Verwandlung seines Geschicks. Das Kind war im zweiten Jahre von einer tödtlichen Krankheit hinweggerissen worden. Um die Mutter aus ihrem dumpfen Trübsein zu reißen, hatte er eine Reise nach der Riviera mit ihr gemacht, sie war den Winter über dort geblieben, während seine amtlichen Geschäfte ihn nach der Hauptstadt zurückriefen. Anders als sie gegangen, kam sie heim. Ihre Schwermuth war verflogen, die Sucht nach Vergnügen, Zerstreuung und Aufregung hatte sie ergriffen. Es schien, als hätte sie in Nizza erst ihr eigentliches Wesen entdeckt. Sie war noch schöner, noch schmeichlerischer geworden und hatte, im Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit, die maßlosten Wünsche, die wunderlichsten Launen. Noch einmal so groß als bei ihrer Verheirathung that sich jetzt zwischen den beiden Gatten der Unterschied ihrer Jahre auf. Friedloß hatte in den vier Monaten, die er allein verlebte, nicht gealtert, in seine Stirn hatten sich die Runzeln nicht tiefer gegraben: aber Dorotheen erschien er beim Wiedersehen als Greis. Er hatte in ihrer Abwesenheit seine alten Junggefellengenommenheiten wieder aufgenommen, die sie noch mehr abstießen, als seine Jahre. Vielleicht, seufzte er jetzt, wäre es das Beste gewesen, wir hätten uns damals in Frieden, unter einem schicklichen Vorwand getrennt. Aber ihre Schönheit ließ ihn nicht los, kaum daß er gegen sie zu klagen wagte. Und hatte er vor der Welt einen stichhaltigen Grund zur Klage? Wohl war sie gefallsüchtig, sie lockte gern an, jede neue Erscheinung in ihren Kreisen bemühte sie zu fesseln, sie beachtete ohne ihn Gesellschaften, Bälle, Theater — aber das thaten andere Frauen auch und Niemand hatte ihr bisher ein Liebesverhältniß, eine Treulosigkeit nachgesagt. Konnte er von ihr verlangen, daß sie seiner einsiedlerischen Neigung wegen ihre Jugend und Schönheit ungeteilt und ungenossen verkümmern lasse? Wenn er ihr über ihre Verschwendung Vorstellungen machte, betrachtete sie ihn mit ihrem, wie eine Dolchspitze kalten und scharfen Blick: „Ich wußte nicht, daß ich einen Knauser geheirathet habe.“ So waren die Feste, die Baderreisen einander gefolgt, eine kostspielige Ausstattung war durch eine noch kostbarere verdrängt worden. Längst hatte er das Kapital seines Vermögens angreifen müssen, um ihren Ausgaben zu genügen, aber er fürchtete sich ihr geradezu eine Witte abzujhagen, als würde dann das Haus über ihnen zusammen-

stürzen, die Erde sich öffnen. Was liegt auch daran, hatte er sich mit dem Muth der Verzweiflung beruhigt, so lange ich noch zu leben habe, hält's wohl — und wenn nicht, wird mich der Schlag treffen! Vor der Welt mußten der Frieden wie die Ehre des Hauses aufrecht erhalten werden, Niemand durfte ahnen, welcher Wurm heimlich darin nagte.

Was hatte ihn heute aus der stumpfen Gleichgültigkeit, mit der er seine Lage ertragen, so gewaltsam aufgerüttelt? Es war nichts Unerwartetes geschehen. Die Zahlen, welche das Schwindens seines Vermögens darstellten, hätten ihm vor einem Monat dieselbe Auskunft gegeben. Warum erschraf er jetzt vor dem Blick in den Abgrund, an dessen Rande er schon so lange gestanden, dessen Schauerlichkeit einen seltsamen Reiz auf ihn ausgeübt? In keinem Punkte, der sichtbar oder fassbar gewesen, hatte sich das Betragen Dorothea's geändert. Sie behandelte ihn mit ihrer kühlen Höflichkeit, mit jener Rücksicht gegen seine Eigenheiten, die ihm die Möglichkeit eines Vorwurfes vorweg nahmen: jeder Annäherung, jeder Aussprache setzte sie ihre Unnahbarkeit entgegen. Bedrückte der Jammer seiner Ehe sein Herz? Er hatte sie vorhin im Kreise ihrer Gäste gesehen: die Schönste, die Unmüthigste von allen Mädchen und Frauen. Für jeden, sogar für ihn hatte sie ein aufmerksames, freundliches Wort gehabt. So ruhig, klar und still hatten ihre Augen geblüht, so silberhell ihre Lachen geklungen, als wären für sie keine irdischen Sorgen, keine Feindschaften vorhanden. Als bedürfte sie keiner Liebe und Freundschaft, als wolle sie nur geben und nichts empfangen. Hat sie ein Herz? hatte er sich plötzlich gefragt. Und ihr Blick, kalt und leuchtend wie Gletschereis, hatte ihm geantwortet: nein! Glänzend wie ihr Auge hatte die Diamantbroche an ihrer Spitzenkravatte ihm entgegengeschimmert. Woher hatte sie dies Kleinod? Er hatte es nie vorher unter ihren Schmucksachen bemerkt. War es ihr geschenkt worden? Hatte sie es gekauft? Woher nimmt sie das Geld für so kostspielige, so unnütze Ausgaben? Borgt sie, spielt sie an der Börse? Der hellerleuchtete Saal, die lachenden Menschen, die fröhliche Musik: Alles auf Borg und Spiel, auf Schein und Trug gegründet? Er hatte es nicht länger mit ansehen mögen, er war wie aus einer Hölle in sein stilles Gemach hinunter gekollt.

Und sah nun hier, unter seinen Büchern, seinen Aktenbündeln in blauen Deckeln, bei der bescheidenen Lampe, in dem verschlülenen Lederstuhl und jann. . . War sie treulos, hatte sie einen Geliebten? Schleifte sie den makellosen Namen Friedlos in dem Staub und Schmutz des Börspiels, in unsicheren Spekulationen, in unsauberen Wechsell umher? Reiste sie aus der Mitte ihrer Bewunderer, zwinge sie auf die Kniee nieder, laß sie bekennen. — ein heiseres Gurgeln wie ein Spottgelächter über sich selbst drang aus seiner Kehle. Er war auch der Mann dazu, dieser Frau zu befehlen!

Oben im Saal war eine Tanzpause eingetreten. Der Diener reichte Erfrischungen umher. In einer Fensternische stand Dorothea, von Herren und Damen umgeben. Auch nicht der Schatten eines Kummers, eines Unmuths lag auf ihrem warm von der noch nachsittrenden Erregung des Tanzes gerötheten Antlitz. In dem Gleichmaß ihres schönen Körpers schien sich das Gleichmaß ihrer Seele auszuprägen. Sanft wie ihre Rede waren ihre Bewegungen. Vielleicht war nur eine leere Tiefe in ihr, aber diese Tiefe zog geheimnißvoll an. Vielleicht war keine Wärme in ihr, aber der Schimmer, den sie ausstrahlte, berückte. Rognitten's dunkle Blicke hingen wie verzehrend an ihr. Durch die ganze Länge des Saales von ihr getrennt, stand er in einer anderen Gruppe, scheinbar in einem angelegentlichen Gespräch. Dennoch sah er, dachte er nur an sie. In dem Kasino, wo er durch den russischen Militärbevollmächtigten eingeführt worden war, hatte er die Bekanntschaft von Dorotheens Bruder gemacht: der junge Offizier besuchte die Kriegsschule. Er war es gewesen, der den Baron vor einigen Wochen in dem Hause des Geheimraths vorgestellt. Dorotheens Schönheit hatte gleich bei dem ersten Zusammentreffen ihren Eindruck auf Rognitten nicht verfehlt, allein ihre kühle und gelassene Art ihn fern gehalten. Wenn er

anfangs in seiner Eitelkeit geglaubt, sie fürchte sich ihn auszuzeichnen, hatte sie ihm bald gezeigt, daß ihr keine „interessante“ Persönlichkeit, das Abenteuerliche und Phantastische, was ihn umschwebte, so gleichgültig war, wie all' ihre Bekannte. Denn mit dem Spürsinn der Eiferfucht hatte er schnell herausgebracht, daß von Allen, die sie umschwärzten, Keiner den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Gerade diese Gewißheit reizte ihn noch mehr. Hier galt es, ein Problem zu lösen. Welch' eine Eroberung! Wenn es ihm gelänge, in dieser Brust den Funken der Leidenschaft zu entzünden! Aber bis heute waren keine Guldigungen, keine Bethuerungen vergeblich gewesen: „Sie halten mich für eine unverstandene, sich in Sehnsucht verzehrende Frau, Herr von Rognitten,“ hatte sie ihm einmal ohne Umschweife gesagt, „weil ich an einen älteren Mann verheirathet bin, der in seinem Amt aufgeht, Sie sehen in mir, was mir sehr schmeichelt ist, eine Turgenjew'sche Novellenfigur — Sie täuschen sich gründlich: ich bedarf nichts, ich fehne nichts herbei, am wenigsten die Liebe.“

Und doch — was lag in diesem in das Blaue fragend irrenden Blick ihrer Augen? Konnte der Wille so die Natur Lügen strafen? War nicht alles liebreizend an ihr, und sie wollte sich der Liebe weigern? Er ging zu ihr hinüber, es war ihm, als zöge sie ihn durch den Saal an sich, obgleich sie ihn nicht ein einziges Mal anschaute. Man sprach um sie her von ihrer bevorstehenden Reise, man bedauerte, daß man sie diesen Winter werde entbehren müssen.

„Um so fröhlicher wird das Wiedersehen im Frühjahr sein,“ sagte sie.

„Ja, für Die, welche Sie erwarten dürfen, gnädige Frau,“ entgegnete Rognitten, „aber mir erhellt dieser Hoffnungsstern das Dunkel ihrer Abwesenheit nicht.“

„Wollen Sie Berlin so bald verlassen?“
 „Wahrscheinlich schon mit dem Anfang des nächsten Jahres.“
 „Da müssen wir die Tage unseres Zusammenseins eben noch auskosten,“ meinte sie lachend. „Vorausgesetzt, daß Sie nichts Besseres zu thun haben.“

„Besseres, als in ihrer Nähe zu weilen, mit Ihnen zu reden? Freut es Sie, mich zu verspotten?“

Es war leer um sie in der Nische geworden, die jungen Leute schienen sich wieder zu einem Tanz ordnen zu wollen.

„Ich verspottete keine ernsthafte Empfindung, aber die Redensarten mag ich nicht.“

„Wie leicht läßt sich an einem Gefühl zweifeln, dem man verbietet, sich zu offenbaren!“

„Eine schöne Leidenschaft, die sich gebieten läßt! Indessen die Herrschaften erwarten, daß Sie ihnen noch aus ihrem Füllhorn eine Mazurka oder Polka spenden.“

„Und Sie werden tanzen?“

„Nein, ich werde am Klavier stehen bleiben und Ihnen zuhören, laufend, weltverloren.“

„Und dann?“

„Und dann können wir morgen Abend weiter über unsere Empfindungen reden. Wir haben eine Partie nach dem Wintergarten des Centralhotels verabredet, wo die Zigeunerkapelle spielt. Mein Bruder wird eine Loge nehmen. Kommen Sie?“

Diese Frage in diesem Ton — er wäre ins Feuer gesprungen. Er küßte ihr statt jeder Antwort die Hand. „Also um acht Uhr,“ sagte sie leise. „Und wenn ich nicht pünktlich bin, werden Sie nicht ungeduldig. Ich muß erst für meinen Mann sorgen.“ Wie verstand sie es, Scherz und Gutmüthigkeit, Reiz und Würde zu verbinden. Eine bezaubernde Frau — in einer Art Rauich folgte er ihr zu dem Flügel. In ihrem schönen, stillen Gesicht regte sich nichts, kein noch so leichtes Lächeln, kein noch so flüchtiger Strahl des Triumphes, daß sie den gefährlichen Mann für morgen Abend unschädlich gemacht habe.

(Fortsetzung folgt.)

→ Herb st. ←

Schon ins Land der Pyramiden
 Floh'n die Störche übers Meer;
 Schwalbenflug ist längst geschieden;
 Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
 Streift der Wind das letzte Grün;
 Und die süßen Sommertage,
 Ach, sie sind dahin, dahin!

Und noch einmal bricht die Sonne
 Unaufhaltsam durch den Duft,
 Und ein Strahl der alten Sonne
 Riesel't über Thal und Ault.

Und es leuchten Wald und Haide,
 Daß man sicher glauben mag,
 Hinter allem Winterleide
 Lieg' ein ferner Frühlingstag.
 Storm.

⇒ O Aya San. ⇐

Aus dem Englischen von G. Eggert.

Nachdruck verboten.

Ein Franzose, ein besonders genial beanlagter Mann hat ein Buch geschrieben, in dem er zu seiner eigenen Befriedigung und zur Verwirrung anderer Männer zu beweisen sucht, daß die Frauen Japans herzlos und leicht zu gewinnen sind. Ich bin ein alter Mann, kein Gelehrter und war nie im Leben im Bücher-schreiben geübt, aber dieses Franzosen-Buch hat mir einen bitteren Geschmack auf der Zunge zurückgelassen, hat mich mit dem Wunsche erfüllt, die Geschichte eines reizenden japanischen Mädchens, das ich vor langer, langer Jahren kannte, zu erzählen.

Der Held der Geschichte ist tobt; er starb auch vor vielen Jahren, ich glaube ich bin wohl der einzige, der etwas von der traurigen Geschichte seines Lebens weiß.

Sie ereignete sich vor vielen Jahren, als ich zum ersten Male nach Japan kam. Wir waren uns an Bord eines P. u. D.-Dampfers von Hongkong begegnet, er ein Künstler, der nicht eben scharf an weltlichen Gütern, mit Ausnahme seiner Pinselfeile und Farben, zu tragen hatte; ich ein junger Ingenieur im japanischen Eisenbahndienste. Sein Gesicht, mit den scharfgeschnittenen Zügen, mit den wundervollen tiefen grauen Augen, vermittelte mich noch wie ein Phantom. Unter den Griechen in der sechsten Klasse in St. Edwardsheiner Schule war er bekannt als „Glaukopis“, „Der Strahlenäugige.“ Epitheta sind selten schmeichelhaft, dieser aber war es. Ich habe mich oft gewundert, wie Frauen es vermeiden konnten, sich, sobald sie ihn sahen, in ihn zu verlieben. Wenn ich eine Frau gewesen wäre, nicht um die Welt hätte ichs vermeiden können. Vielleicht thaten es auch manche; ich weiß indes nur von einer einzigen.

Ich sagte schon, daß ich ihn auf einem P. u. D.-Dampfer von Hongkong begegnete und unser zufälliges Bekanntwerden reifte bald zu einer vertrauten Freundschaft. Er erzählte mir, daß er ein Jahr lang in Italien gewesen wäre, bis er, dessen müde, ein weniger bekanntes Arbeitsfeld hätte suchen wollen. Er war südwärts gewandert, erst nach Ägypten, dann nach Indien, wo er einige Zeit verweilt hatte, bis an sein Ohr Gerüchte klangen von der wunderbaren Schönheit des Landes der aufgehenden Sonne. So ließ er Indien hinter sich und reiste gen Norden nach Japan. Ich fragte ihn, ob er Freunde dort hätte. Nein! Keine dort und keine zu Hause. Er stand allein in der Welt! Aus vielerlei späteren Bemerkungen schloß ich, daß er keineswegs ein vermöglicher Mann war; ein kleines Kapital, erworben durch frühere Arbeit, war alles, was er besaß.

Als wir in Tokio ankamen, schlug ich vor, daß er, sobald ich mich häuslich eingerichtet hätte, zu mir ziehen sollte und bei mir wohnen; er nahm meine Einladung freudig an; und so trennten wir uns für kurze Zeit. Kaum war ich zwei Tage in Tokio, als ich erfuhr, daß der Fürst von Kaga den Wunsch hegte, für die Schule in seiner Hauptstadt Kanazawa ein englischen Lehrer zu gewinnen. Es fiel mir sogleich ein, daß das eine Stelle für Bertram — der Name meines Künstler-Freundes — wäre, und daß Bertram der geeignete Mann für die Stelle sei. Die Japaner waren damals in Hinsicht auf die pädagogischen Fähigkeiten ihrer fremden Lehrer nicht sehr wählerisch und Bertram stand über den meisten, die in ihrem Dienste waren. So fuhr ich spornstreichs nach seinem Hotel und fand ihn auch glücklicher Weise zu Hause. Mit wenigen Worten erklärte ich ihm den Zweck meines Besuchs und die Eile, die noth that, gab ihm auch so gut ich konnte Auskunft über die Pflichten und den Gehalt der Stelle. Er sprang vor Vergnügen auf und um es kurz zu machen: es gelang ihm, nachdem wir einige hohe Bekannte des Daimios besucht hatten, die Stelle zu bekommen. Sein Gehalt war 150 Dollars monatlich und die dafür verlangten Leistungen wöchentlich 16 Stunden in seiner Muttersprache.

Bald nachher verließ er Tokio und ging nach Kanazawa und monatelang hörte ich nichts von ihm. Aber eines Morgens, 1/4 Jahr mochte seit seiner Abreise in die Verbannung verstrichen sein, fand ich auf meinem Frühstückstische einen Brief mit dem Poststempel „Kanazawa“. Ich rieth sogleich, wo er herkam. Er drachte eine ausführliche Beschreibung von Allem, was Bertram seit unserer Trennung begegnet, nicht zu vergessen auch manche amüsante Schilderung seiner Schüler und Kollegen und seines Hauses das er seine „reizende, ästhetische Wohnung“ nannte; zum Schluß bat er mich, meine „verteufelten“ Pläne bei Seite zu werfen und ihn aufzusuchen.

„Verteufelt“ war ein Wort, das Bertram stets gebrauchte, wenn er etwas nicht leiden konnte, gerade so wie er jeden, der ihm unangenehm war, mit „Scheusal“ bezeichnete. Ich brauche

wohl nicht zu versichern, daß diese Beiwörter keineswegs immer verdient waren. Bertram hatte außer manchen anderen kleinen Schwächen noch die, die den meisten Künstlern eigen ist, daß er in der weiten Welt nichts außer Malerei irgendwie beachtenswerth fand. Für den Künstler selbst eine reizende Theorie, aber für die übrige Menschheit doch recht deprimierend. Und sie sprach sich auch recht in seinem Briefe aus, daß ich meine „verteufelten Pläne über den Haufen werfen sollte“ — so nannte er es; ich wunderte mich oft, daß Künstler so unfeiner Ausdrücke sich bedienten. Er vergaß völlig, oder wenigstens that er so, daß ich nicht einfach Alles so über den Haufen werfen konnte und meine Arbeit ohne Erlaubniß aufgeben. Letztere erhielt ich jedoch leicht, weil nichts Besonderes vorlag und zehn Tage nach Empfang seines Briefes stand ich vor seiner Hausthür, oder, um es wahrheitsgemäß auszudrücken, rasselte ich an seinem Koshido, denn in Japan haben die Häuser keine Thüren.

Eine sauber aussehende alte Frau, die, wie ich später hörte, sich des Namens „D Kin San“ — die Goldige, wie Bertram sie nannte — erfreute, erschien nun und nöthigte mich mit vielen Verbeugungen, einzutreten. „Danna“, ihr Herr, sagte sie, sei im Augenblick nicht zu Hause, aber er erwartete mich und hatte sie darum beauftragt, das Bod zurecht zu machen. Ob ich es nicht nehmen wollte? Ich mühte sogleich von der Reise ermüdet sein. So redete die gesprächige alte Dame weiter, glücklich, daß sie jemand hatte, der ein Bißchen von ihrer Sprache verstand, denn, ich muß zu meinem Leidwesen gestehen, Bertram mit all seinen Tugenden und Fähigkeiten hatte sich bisher nicht als Schüler des Japanischen ausgezeichnet. Die gute alte Seele war wirklich nicht eher beruhigt, bis sie mich mit eigenen Augen in das brühheiße Wasser hatte steigen sehen.

Nach dem Bade begann ich das Haus und seine Ausstattungs zu mustern. Es war ein geräumiger alter Platz mit etwa einem Duzend Zimmern, für ein japanisches Haus eine beträchtliche Zahl. Auch ein kleiner Garten mit zwei oder drei Pfingstbäumen war da, und mit dem üblichen Torio, der steinernen Tempellaterne. Im oberen Stockwerk hatte Bertram die Scheidewände zwischen drei oder vier Zimmern herausgenommen und dadurch ein großes Atelier mit Oberlicht gewonnen. Hier lagen seine Gemälde, fast lauter Selbstbilder, verstreut. Eines stellte einen Zimmermann dar, der Holz hobelte, das andere ein Kirschblüthenfest, wieder ein anderes zwei Mädchen, die Blumen arrangirten u. s. w. während eines, noch auf der Staffelei, das Porträt einer Geisha war, die einen Kirschblüthenzweig in der Hand hielt. Sie waren alle sehr gut gemalt und ein oder zwei sogar hervorragend schön, aber eines unter allen fesselte meine Aufmerksamkeit. Es war die Gestalt eines jungen, vielleicht 17jährigen Mädchens. Sie lehnte sich gegen eine steinerne Laterne und hatte den Arm aufwärts gestreckt nach einem winzigen stämmichten Kästchen, das oben auf dem Dache der Laterne saß. Es war nicht nur die Treue der Zeichnung, die man in jeder Linie spürte, auch nicht die Zartheit des Kolorits, die es so bemerkenswerth machten. Die Geschichte der alten Welt von Pygmalion und Galathea war noch einmal wiederholt, aber hier hatte der Maler keiner Venus bedurft, um seinem Werke das Licht des Lebens zu geben, er hatte es selbst gethan. Die Götter selbst hatten ihn inspirirt und das war das Ergebnis. Goldselige Schönheit lag auf dem Gesichtchen, das fast ein vollkommenes Oval war, mit zarten klar geschnittenen Zügen und dem kleinen Mund, der sich lächelnd ganz wenig öffnete und zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne durchschimmern ließ. Die Augen waren dunkel, ein Grau, das fast ein Schwarz streifte und das schwarze Haar — dunkler als ein Rabenfittich — war zu einem kleinen Knoten aufgesteckt. Aber schöner als alles andere war der rechte Arm, der, wie ich vorhin schon sagte, nach dem Kästchen ausgestreckt war. Der Ärmel ihres haori war ein wenig zurückgefallen und zeigte einen wundervoll geformten Arm, der wie ein Schwannenhals leicht gebogen war. Ich kann die zierlichen, fast durchsichtigen Finger gar nicht beschreiben, denn selbst die Kulis in Japan haben schöngeschnittene Hände und jeder Vergleich ist unmöglich.

Durch einen leichten Schlag auf die Schulter wurde ich aus meiner Träumerei aufgeschreckt. Es war Bertram, der mich schon seit 5 Minuten beobachtet hatte, von mir unbemerkt, da ich so in Betrachtung vertieft war.

„Nun alter Freund“, sagte er mit einem freundlichen Lächeln auf seinem lieben Gesicht, „da bist Du endlich.“ Und indem

te vor
Vogel,
aziren
gleich)
Bageles
anner
min!
blossen
laufen
um-
senfer
er zu:
twort:
Um-
zum
handel
ein
fall
beiden
steller
e und
!“ —
„be
uckend
Bapa-
a“, —
„Ja,
er mit
iel die
unwerth
katho-
II. von
seinen
ihm:
en den
Reise.“
e Jda
Siehst
Du
Unter
die in
S um
Länge,
enhalte
Köln
ch; sie
ls drei
Seiten-
nhofs-
An-
utlichen
Bahn-
sowie
diesen
nhöfe
Bau-
ie des
fläche,
folgt
ie des
fläche.
leinere
ge ein-
ge der
unbes-
edessen
unserer
eigen,
üße zu
wenn
s eines
einem

er meinen halb fragenden Blick nach dem Bilde gewahrte: „Ah das möchtest Du wissen? Nun komm und laß uns erst essen, nachdem erzähle ich Dir Alles genau.“

So stiegen wir die dunkle, schmale Treppe hinab in das Eckzimmer, wo die „Goldbige“ zu Ehren des Tokio-Gastes alles wundervoll hergerichtet hatte. Die Unmasse von Skizzen und Papieren, die ich bei meiner Ankunft darin bemerkt hatte, waren verschwunden und die dunkel orangefarbenen Wände, die von der Farbe der untergehenden Sonne glühten, waren mit kleinen Skizzen in Oelfarben behängt. Als wir gleich Aeneas und seiner im Sturm herumgeworfenen Mannschaft unsern Hunger gestillt hatten —

Mensaeque remotae.

Cratera magnos statuunt, et vina coronat, —

der Pfeifer nicht zu vergessen, die die Trojaner noch nicht besaßen, setzten Bertram und ich uns nieder und er erzählte mir die Geschichte, die ich im Folgenden wiedergebe.

„Es fing an einem Nachmittage im frühen Sommer an“, begann er, „ungefähr zwei Monate nachdem ich hierherkam. Ich hatte meine Staffelei und Farben nach dem prachtvollen alten Gottesacker vom Nobayama mitgenommen. Zu allen Zeiten ist es da sehr still, so abgelegen von dem Geräusch der Stadt und an den Hängen eines steilen Hügels, der über und über mit Cryptomerien bepflanzt ist. Man braucht dort keine Eindringlinge zu befürchten, keine gaffende Menge, die einem die Aussicht verdorbt und in fremder unbefannter Mundart kritische Bemerkungen macht; nichts ist da als das lange Gras und die hohen Bäume und die grauen, moosgrünen Gräber, die zitternden Sonnenstrahlen, die sich durch das grüne Laubwerk stellen und auf die rothblühenden Nagelien fallen, bis auf die goldenen Schwingen der riesigen Schmetterlinge, und von den glänzenden Schildern der Käfer zurückstrahlen, der Glücklichen, die ihr Leben im Sonnenschein und Schatten und kurzem ununterbrochenem Glückstaumel verbringen. Mit ihnen, als meinem einzigen Gefährten, arbeitete ich durch den langen Sommernachmittage, bis die letzten Strahlen der Sonne, die hinter dem Hügel versank, mein vollendetes Werk beleuchteten. Mit einem Sähen der Erleichterung und Befriedigung erhob ich mich von meinem Stuhl und packte meine Sachen zusammen. Plötzlich kam von den fernen Hügeln der Klang ärgerlicher und freitender Stimmen, und dann ein schriller, von Furcht oder Schmerzen erprekter Schrei. Es war eine Frauenstimme. In einer Sekunde hatte ich meine Sachen ergriffen und eilte dem Abhange zu; die langen grasbewachsenen Pfade entlang durch die dichten Schlingpflanzen, die Stufen hinab bis zur Ecke der untersten Terrasse, und da sah ich mich dem Gegenstande meines Suchen gegenüber. Vier Japaner, augenscheinlich Kulis, über eine Frauengestalt gebeugt — ob alt oder jung konnte ich nicht sehen, nur daß sie geknebelt war. Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken; nur handeln konnte ich, und das thätlich. Mit meinem zusammengelegten Stuhle verjetzte ich dem einen Schurken einen Schlag auf den Kopf, der ihn zu Boden warf. Der Schlag war so heftig, daß mein Stuhl in zwei Stücke zerbrach. Dann verdoppelte ich meine Kräfte und schlug den zweiten Kerl zwischen die Schulter und die Augen, so daß er neben seinem Kameraden hinlürzte. Das Ganze dauerte höchstens 15 Sekunden. Die zwei übrigen Hallunken waren ganz versteinert über mein plögliches, wüthendes Dreinhauen, und kamen erst wieder zu sich, als ich mich auf sie stürzen wollte. Da ergriffen sie mit lautem Geheul die Flucht und ließen mich allein auf dem Schlachtfelde mit ihren zwei bewußtlosen Kameraden und einer gefesselten hilflosen Frau. In zwei weiteren Minuten nahm ich den Ankel aus ihrem Mund und löste die Stricke. Ohne sie anzusehen oder mich um die Gefallenen zu kümmern, eilte ich mit ihr davon. Am Fuße des Gottesackers waren einige Farnhäuser, und hier glückte es uns endlich, eine jinrikisha (der zweirädrige, von Menschen gezogene Wagen, das in Japan übliche Beförderungsmittel) aufzutreiben. Sie legte sich hinein, und ich schulterte meine Sachen und ging nebenher. Nun war ich zum ersten Male im Stande, meine Aufmerksamkeit ihrem Aussehen zuzuwenden, aber ich brauche sie Dir nicht zu beschreiben, alter Freund, sie und die Dame auf der Leinwand sind eine und dieselbe Person. Als sie sich ein bißchen von ihrem Schreck erholt hatte, begann sie mir zu danken für die Rolle, die ich als ihr Befreier gespielt. Ich konnte lange nicht Alles verstehen, was sie sagte, aber ich bearriff, daß ihr Vater ein Koro im Dienste des Fürsten von Kaga war, sein Name war Shinowara und sie war sein einziges Kind. Sie wohnten alle drei in Datemachi. Das alles sagte sie mit sanfter, halblauter melodischer Stimme. Ach, Alter Freund, wenn Du

sie gehört hättest! Es gemahnte mich an die Worte im König Lear:

Her voice was e ver soft,

Gentle and low, an excellent thing in woman.

In jenem Tage war ein matsuri, ein religiöses Fest in Teramachi — der Tempel-Strasse — und sie war in Begleitung ihres Mädchens dorthin gegangen, theils um sich die Sache anzusehen, theils um Blumen auf die Gräber ihrer Vorfahren zu legen. Dann hatte das Mädchen von ihrer Herrin die Erlaubniß erbeten, eine Freundin, die in der Nähe wohnte, auf einige Minuten zu besuchen, und während die Dienerin fort war, hatte sie, ganz in Gedanken verloren, die Tempel-Strasse durchwandert, die Stadt verlassen und war bis dicht an den großen Gottesacker gelangt. Die Sonne sank tiefer und tiefer, ohne daß sie es bei ihrer einsamen Wanderung gewahrte. Da plötzlich sprang Jemand von hinten auf sie zu, ergriff sie und mit Blitesschnelle war sie gebunden und wurde von diesen vier Männern fortgeschleppt. Meine Ankunft auf der Szene hatte, glücklich für sie, deren böse Absichten vereitelt.

„Bis nun ihre Geschichte erzählt war und ich sie verstanden hatte — kein leichtes Ding für einen Anfänger im Japanischen — hatten wir ihr elterliches Haus in Date machi erreicht, und da verließ ich sie.

„Als ich nach Hause kam, war es schon spät; denn Date-machi ist ein tüchtiges Ende von hier entfernt, und ich war todtmüde. Aber trotzdem konnte ich in der Nacht keinen Schlaf finden. Die Szene auf dem großen grünen Gottesacker stand mir immer vor Augen, der laute Schrei, den Furcht und Schmerz ihr erpreksten, klang noch immer in meinen Ohren; noch immer hörte ich die sanfte süße Stimme Dankesmorte in der melodischen Yamato kotoba stammeln. Für alle Zeiten war ich im Banne dieses lieblichen Gesichtes.

„Am nächsten Tage, als ich bei meiner Arbeit im Atelier saß oder vielmehr nur fleißig that, denn ein gewisses Bild drängte sich fortwährend zwischen mich und die Staffelei, kam die Goldbige, um mir zu melden, daß ein Herr unten wäre und mich zu sehen wünschte. Ich gebot ihr, ihn heraufzuführen. In wenigen Augenblicken wurden die shoji beiseite geschoben und herein kam ein stattlicher, stolz und vornehm aussehender alter Mann, in das saubere ruhige Nationalkostüm gekleidet. Er sagte, sein Name wäre Shinowara und er sei gekommen, um sich für den großen Dienst, den ich seiner Tochter am Tage vorher geleistet, zu bedanken. Raun dem vierten Theil seiner langen Rede konnte ich verstehen; aber in meinem besten Japanisch gab ich ihm zur Antwort, daß ich garnichts besonderes gethan hätte. Dann unterhielten wir uns über andere Dinge. Er besah sich meine Gemälde, aber ich merkte gleich, daß er nichts davon verstand, sie sogar als Kunstwerke im Grunde verächtlich fand. Dann plötzlich kam mir ein Gedanke, ich fragte ihn, ob er mir erlauben wollte, seine Tochter zu malen. Er zögerte einen Augenblick, zweifelhaft, ob er ja sagen sollte oder nein. Dann entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung, daß die Ehre, die ich ihm und seiner Tochter erzeigen wollte, zu groß wäre, aber da ich so göttig sein wollte, so fühle er, daß er meinen Wunsch gewähren müßte. Wann ich wünschte, daß sie kommen sollte? Ich bat, daß sie alle 3 bis 4 Tage Nachmittags kommen möchte, weil ich da das beste Licht hätte.

„Am nächsten Tage schon fingen wir an. Erst waren wir beide sehr scheu und verlegen, besonders ich, weil ich mit der japanischen Sprache so viele Mühe hatte, aber bald gab sich das. Es war für einen Mann unmöglich, Tag für Tag in Gegenwart eines so schönen Mädchens zu sein, jede Linie ihrer so prachtvollen graziosen Formen zu studiren und wiederzugeben und sie nicht zu lieben. Ehe zehn Tage ins Land gegangen waren, fühlte ich, daß nichts meine tiefe Liebe auslöschten könne und bald gewahrte ich voll Entzünden, daß O Aya San meine Neigung voll erwiderte. So verflohen die Tage.

„Ihr Portrait hatte ich bald beendet, aber in der Angst, daß unser süßes Weisammensein bald unterbrochen werden würde, begann ich schnell ein zweites. Sie hatte mir selbst gesagt, daß ihr Vater kein Freund der Fremden wäre; Patriot und außerdem konservativ bis zum Neufsersten, befürchtete er, daß mit dem Kommen der Fremden gefährliche Zeiten für sein geliebtes Vaterland anbrechen würden, und wenn gleich er mir in der ersten Aufwallung der Dankbarkeit die Erlaubniß gegeben hatte, seiner Tochter Portrait zu malen, so hatte er es schon oft bereut. Ich mußte daher, daß, sobald meine Arbeit vollendet war, O Aya San und ich zu scheiden hatten. Das war dann das Ende unseres Sehens, unserer glücklichen Plauderjunden und noch glücklicheren schweigenden Weisamrenensins, wo wir uns freuten, daß wir uns

so nahe waren. Für mich bedeutete Trennung das Unter- gehen meiner Lebensionne. Bald war sie aber doch an uns heran- getreten, denn O Aya San sagte mir, daß ihr Vater ungeduldig würde und über die lange Zeit, die ich zur Vollendung meiner Arbeit gebrauche, schelte."

"Nun, mein Lieber," sagte ich, "und was gedenkst Du zu thun, wenn die Zeit kommt?"

"Ich weiß es bei Gott noch nicht; ich mag gar nicht daran denken," sagte Bertram.

Armer Kerl! Das sah ihm ganz ähnlich; unpraktisch und nicht die Spur weltklug; durch und durch Künstler, sah er nur auf das Schöne und Angenehme, für die rauhe Wirklichkeit machte er sich muthwillig blind. Bergeblid war es für mich, ihm Vernunft zu predigen, vergeblich, ihm klar zu machen, daß er und O Aya San wenig gemeinsame Berührungspunkte hatten, daß, wenn das erste Fladerfeuer der Leidenschaft verhaucht wäre, sich eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufthun würde. Ich fühlte, was das Ende sein würde, aber da ich wußte, daß Liebe und Ver- nunft immer auf dem Kriegsfusse stehen, so schwieg ich.

So weit ging also Bertrams Geschichte. Und oft, wenn ich im abendlichen Dämmerchein nach Hause zurückkehrte, denn ich ritt immer fort, wenn O Aya San kam, dann begegnete ich ihr, nicht in ihr Duzkin gehüllt, auf der Straße oder im Thorweg. Er hatte ihr gesagt, wer ich wäre, und so verbeugten wir uns gegenseitig beim Vorbeigehen, aber niemals habe ich zu jener Zeit ein Wort mit ihr gewechselt. Bald ging mein Urlaub zu Ende und ich kehrte nach Tokio und zu meiner Arbeit zurück. Damals gab es noch keine Eisenbahn nach Tsuruga, und Briefe brauchten längere Zeit, als heutzutage, um den Weg von Kanazawa nach Tokio zu machen. Außerdem war Bertram niemals ein sehr eifriger Korrespondent, und so vergingen Wochen, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Da, eines Abends, als ich aus meinem Bureau nach Hause kam, fand ich ihn in meinem Studirzimmer. Er sah niedergeschlagen und traurig aus, und das mit Recht. Das, was früher oder später alle Leute im japanischen Dienste ereilt, hatte ihn auch betroffen. Man bedurfte seiner nicht länger und so war er fortgeschickt worden. Das süße kleine Idyll war gleichfalls vorbei. O Aya hatte er in Kanazawa zurückgelassen, und er selbst war traurig und unglücklich gekommen, um mir noch Leberwohl zu sagen, ehe er sich nach England einschiffte.

"Nach England!" fragte ich, "Warum?"

"Ja, siehst Du, mir ist nur wenig Geld geblieben, und die einzige Möglichkeit, etwas zu verdienen, liegt darin, daß ich meine Gemälde nach Hause nehme und dort verkaufe. Anderen Leuten kann ich sie nicht anvertrauen, den Steuerbeamten daheim am allerwenigsten, so muß ich selbst reisen. Sie werden sich zu guten Preisen verkaufen lassen und außerdem habe ich zu Hause einige Geschäftsangelegenheiten zu ordnen. Sind die erledigt, so komme ich wieder heraus. Vergiß nicht, mir dann und wann zu schreiben, alter Freund! O Aya hat Deine Adresse und ich habe ihr ge- sagt, daß sie, falls irgend etwas passiert, an Dich schreibt."

Drei Tage später fuhr er mit der „Great Republik“ nach Amerika.

Die Zeit verstrich. Ein Jahr verging und nie hatte ich während desselben eine Zeile aus England erhalten. Zu Anfang hatten mich andere Dinge in Anspruch genommen und außerdem dachte ich, Bertram hätte zu viel zu thun und fände keine Zeit zum Schreiben. Aber als Tage, Wochen und Monate vergingen und kein Lebenszeichen von ihm kam, fing ich an, mich zu wundern. Mein Ersttaumen wandelte sich in Besorgniß, als ich einen Brief von O Aya bekam, dem bald ein zweiter und ein dritter folgte. Ich hebe sie noch auf als Zeugen der treuen, glücklosen Liebe der Beiden. Freilich ohne Hilfe konnte ich diese langen eleganten Zeichen und das feine Netzwerk, das zur so-soho oder Grasschrift gehört — sie erregt gleicherweise die Bewunderung und Verzweiflung der Studenten — nicht entziffern — aber mein Lehrer las sie leicht genug und ließ mich ihre Bedeutung verstehen. Erst wunderte sie sich, warum er ihr nicht geschrieben hatte; dann klagte sie traurig, die Mutter war gestorben und viel Kummer zu Hause. Der letzte Brief war voller Verzweiflung; ihr Geliebter hatte sie vergessen und würde niemals zu ihr zurück- kehren. Aber kein Wort des Zornes stand darin; ihre Liebe glüht der allertiefsten See, die selbst von Stürmen nicht gefürt und aufgerüttelt wird. Er konnte sie vergessen, aber sie würde ihn in Ewigkeit lieben.

Das Ende des Jahres nahte heran. Schwester war wieder da. Der Tag war dunkel und trübe; wilde schwarze Wolken jagten vom Norden daher und bedeckten den Himmel, dann fiel Schnee. Einige von uns waren den Abend bei T—s zusamman-

gekommen, um in althergebrachter Weise das neue Jahr zu be- willkommenen.

„Beim Zeus," sagte einer, als der Whisky und das kochende Wasser in den Gläsern dampften, „mir thun die Leute leid, die mit dem P. u. D.-Dampfer kommen; er ist heute fällig.“

In dem Augenblick kam T.'s Diener in das Zimmer, schlich sich behusam zu mir und drückte mir ein zusammengefaltetes Papier in die Hand; man hatte es aus meinem Hause gebracht und der Bringer wartete unten.

Ich entfaltete es und las: „Bitte, kommen Sie sofort zu mir. Ich bin im Gasthaus zum Storch."

Shinowara Aya."

Ich wunderte mich, was das zu bedeuten hätte und was sie nach Tokio geführt hatte. Aber augenscheinlich war keine Zeit zu verlieren; das Briefchen war dringend, ich flüsterte meinem Wirth eine Entschuldigung zu und verließ das Zimmer.

Zehn Minuten später war ich im oberen Stockwerke des Gast- hauses und schob vorsichtig die shoji des Zimmers zurück, in dem mir gesagt war, daß ich die Dame finden würde. Ein einziger andon brannte im Zimmer und warf durch seine Papierseiten ein dämmriges Licht auf die Wände, die mit zwei oder drei kake- mono's behängt waren. Auf Wattendecken in der Mitte des Zimmers lag O Aya San und war ebenfalls mit einer zugeeckt. Um sie her war ein Wandschirm gestellt, um den Zug abzuwehren; denn im Winter bläst der kalte Wind durch alle Ritzen und Spalten der shoji, gerade als ob ein japanisches Haus aus Karten gebaut wäre.

O Jammer über O Aya San! Sie war traurig verändert, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. Dasselbe keine Gesichtchen, das mich so auf der Leinwand bezaubert hatte, aber ach so abgezehrt und blaß, nur auf jeder Wange ein glänzender heftischer Fleck. Die zarten Finger lagen auf dem futon (Decke), weiß wie Ala- baster und fast durchsichtig. Sie wandte den Kopf, als sie die shoji schieben hörte, und als ihre Augen den meinen begegneten, huschte ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind!" sagte sie. „Ich konnte nicht mehr länger zu Hause bleiben. Meine Mutter ist todt und mein Vater verlangte, ich sollte den Sohn seines Freun- des heirathen; das konnte ich nicht, — so lief ich weg. Ich dachte, es wäre schön zum Freunde meines Liebsten zu kommen, und zu dem letzten Blase, an dem er vor seiner Abreise weilt, zu sterben mit dem Blick auf die blaue See, über die er segelte. Denn ich weiß, ich habe nicht mehr lange zu leben; sehen Sie dies? dabei zeigte sie auf die zwei rothen Flecken auf ihren Wangen. „Aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich ihn, ehe ich sterbe, wieder- sehen werde. Ach! wenn er doch bald käme! recht, recht bald...“

Hier unterbrach sie ein Hustenanfall und als der vorüber war, lag sie eine lange Weile regungslos, dann öffnete sie wieder die Augen und flüsterte:

„Nicht wahr, er kommt bald? Glauben Sie, daß er mich vergessen hat? Das kann er doch nicht gethan haben. Nicht wahr?“ und ihre Stimme wurde stärker, während ein Strahl zu- versichtlicher Hoffnung aus ihren Augen brach. — „Ich kenne ihn zu gut! Ich weiß, er hat mich nicht, er kann mich nicht ver- gessen. Bin ich nicht sein? Ist er nicht mein? Selbst der Tod kann uns nicht scheiden.“ Wieder kam solch heftiger Hustenanfall, und nachher schien sie zu schlafen. Ich wartete, auf die Matten gefauert, zur Seite des hibachi (Holzkohlenfeuer) und wußte nicht, was ich thun sollte. Ich wagte nicht ihr zu sagen, daß ich von Bertram keine Nachricht hatte. Ich veruchte hoffnungsvoll zu lächeln, aber es war ein trauriger Geruch. Die Stunden gingen hin; ich hörte das Drehnen der fernern Tempelglocke in Uneno, als es 11 Uhr war, dann 12 — Mitternacht — der Anfang des neuen Jahres. Wann, o wann würde es mit ihr vorbei sein. Dann brach der Wind, der die ganze Zeit bald geblaszt, bald gehesult hatte, mit doppelter Wucht los und stürzte gegen das Haus. Die shoji rattelten fortduernd, der Schnee fiel vom Dache auf die Erde, und gleichzeitig hörte ich ein Schlagen gegen das Wirthshaussthor.

Wer konnte das sein? Was für ein Gast so zur Geister- stunde? Das Thor wurde geöffnet, dann kamen Schritte die knarrende Treppe herauf. Noch eine Minute und die shoji wurden bei Seite geschoben. Ein Mann trat ein.

Es war Bertram . . .

Er sah seiltam aus in seinem Deltuckmantel, auf dem der Schnee in weißen Massen lag

Schweigend drückte er meine Hand, dann flüsterte er: „Ich hörte, Du wärest hier, und eine Ahnung hieß mich, Dir zu folgen.“

Dann fiel sein Blick auf O Ana, die von dem Geräusch erwacht war. Nur einen Augenblick sah ich sie, sah den Strahl heißer Liebe aus ihren Augen brechen.

„O Herr! Endlich bist Du gekommen!“ war Alles, was ich hörte; dann schlich ich mich fort. Ich fühlte, dies letzte Begegnen war zu heilig für fremde Augen. Ich ging nach Hause.

Am nächsten Morgen, als der aufdämmernde Tag noch mit der Dunkelheit kämpfte, war ich wieder im Gasthause und stieg die Treppe hinauf, um Bertram zu überreden, daß er mit zu mir zog und O Ana auch in mein Haus schaffen ließ. Meine Hilfe war überflüssig. Beim schwachen Schein der flackernden Lampe sah ich sie daliegen; ihr Kopf ruhte an seinem Herzen und seine starken Arme umschlossen sie. Ich dachte, sie schliefen. Dann legte ich meine Hand an Bertrams Wange, sie war kalt. Ich schüttelte ihn, um ihn aufzuwecken. Vergeblich. Sie waren todt. Endlich hatten sie sich gefunden, um nie wieder getrennt zu werden.

Die Doktoren wurden gerufen und in ihrer Schulweisheit sagten sie, daß O Ana an „Auszehrung“ gestorben und Bertram an einem „Herzschlag.“ Was es so gewesen sein, ich erlaube mir, es zu bezweifeln. Meiner Ueberzeugung nach starb sie an der Qual des langen Wartens, an der Furcht, daß er ihr nicht treu war, während er, der arme Kerl, an gebrochenem Herzen starb, als er sie nun, bei dem endlichen Wiederfinden, sich für immer entrisen sah.

Auf irgend einem der stillen feierlichen Gottesäcker Tokios haben wir sie begraben, und dunkle Kryptomerien schütteln ihr ernstes Haupt über dem moosbewachsenen Steine, der ihr gemeinsames Grab deckt.

Bertrams plötzliches Erscheinen im Gasthose war die Folge seines Eintreffens mit dem P. u. D. Dampfer gewesen. Ich entdeckte später, daß er an O Ana geschrieben hatte. Warum die Briefe sie nie erreichten, weiß ich nicht; wenn sie nicht, wie ich fürchte, unterschlagen wurden. Nur das kann der Grund sein. Aber untreu war er nicht.

Jung Peter.

Zum Thor' hinaus jung Peter zieht —
Die Sonne lieblich scheint;
Jung Peter singt ein frohes Lied —
Ein Mägdlein winkt und weinet.
Jung Peter geht ein gutes Stück —
Da fragt ein Schmitter heiter:
„Wohin des Weg's?“ — „Ich such' mein Glück!“
Ruht Peter und zieht weiter.
Nun geht es fort in toller Hast,
Von einem Ort zum andern,
Jung Peter gönnt sich keine Rast,
Er sucht sein Glück, muß wandern.
Bergauf, bergab, durch Wald und Feld —
Die Monde, Jahre schwinden,
Er kommt fast durch die ganze Welt
Und kann sein Glück nicht — finden!
Jung Peters Muth gebrochen war,
Der frohe Sinn vergangen —
Er träumt von einem Augenpaar,
Zwei blauen Lilienwangen.
Er weiß ein kleines, stilles Haus —
Die Augen geh'n ihm über . . .
„Dort wohnt mein Glück“, so ruft er aus,
„Ich Thor ging stolz vorüber!“
Die Sehnsucht treibt ihn nun zurück
Zum heimathlichen Heerde . . .
Da legt man just jung Peters Glück —
Sechs Schuh tief in die Erde.

Fr. Detjens.

Plauderstübchen.

— Er denkt sich's. In der „Tägl. Rundschau“ erzählt Hr. v. Ledenow folgende lustige Geschichte: Ein Bauer, der eine fette Sau zu verkaufen beabsichtigte, hielt mit seinem Gespann auf dem Marktplatz von Flensburg. Während er nach vergebens nach einem Käufer für sein Vorküchlein ausspähte, entwickelte sich unmittelbar neben ihm ein lebhafter Handel um seiner Ansicht nach recht winzige Vögel, welcher mehr und mehr seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Matrosen eines von überseeischer Reise soeben zurückgekehrten Schiffes hatten einige sprechende Papageien mitgebracht, welche sie gleichfalls auf dem Markte abzuliegen suchten. Der Bauer wurde immer hell-

höriger, als er die geforderten Preise vernahm, und sperrte vor starrem Erstaunen den Mund auf, als wirklich ein solcher Vogel, der nach seinem Ermeßen kaum auf ein Pfund Fleisch zu taxiren war, für den Preis von 20 Speiesthalern (1 Speiesthaler gleich 1 1/2 Thaler preussisch) verkauft wurde. — „Dunnerslag!“ — sagt sich der Bauer in seinem lieben Gemüth — „stahlst de Bagels upstunns so in Pries? Du heft jo noch to Hus den olen Ganner (Gänserich). De betahlt sic dunn ja beber as dat Swin!“ Sein Hof liegt unmittelbar vor Flensburg; kurz entschlossen wirringt er auf den Wagen und jagt, was die Pferde laufen können, heimwärts, um die Sau gegen den alten Gänserich umzutauschen. Ein Metzger in der Rorderstraße, der vom Fenster aus in den vorüberziehenden Wagen sieht, ruft dem Bauer zu: „Wat fall dat Swin gellen? — erhält aber nur die Antwort: „Sal' mi nich up, ich heff keen Tid!“ — Nachdem der Umtausch vollzogen war, ging es in demselben Tempo zum Markte auf den alten Stand zurück, wo der Papageienhandel noch munter im Gange ist. Mittlerweile findet sich auch ein Kaufliebhaber bei dem Bauern ein und fragt: „Wat fall de oll Ganner gellen?“ — Der Bauer muftert mit beiden Händen in den Hosentaschen erst von oben herab den Fragesteller auf seine Kauffähigkeit, zieht die Augenbrauen in die Höhe und sagt dann mit großer Kaltblütigkeit: „Twintig Spetischen!“ — „Du büst jo woll verrückt!“ — entgegnete der Käufer — „de ol Ganner ist ja knapp twee Spetischen werth.“ — Achselzuckend erwidert der Bauer mit einer Handbewegung gegen die Papageien: „Die Bagels sünd upstunns so düer!“ — „Je, de da“, — rief der Andere. — „de kânt jo äwer of snacken!“ — „Ja, snacken — snacken kann he nich“, — antwortete der Bauer mit schlauen Winkeln — „äwer he denkt sin Deel.“

— **Glückliche Reise!** Dem Grafen Schaffgotsch fiel die durch den Tod seines Oheims erlebte Herrschaft Schlackenwerth zu. Aber eine Bedingung war zu erfüllen: er mußte zur katholischen Konfession übertreten. Er benachrichtigte Friedrich II. von seinem Entschluß, die Erbschaft anzutreten. Auch suchte er seinen Konfessions-Wechsel zu entschuldigen. Der König erwiderte ihm: „Viele Wege führen zum Himmelreich; Euer Viedden haben den über Schlackenwerth eingeschlagen; ich wünsche glückliche Reise.“

— **Kindermund.** Der kleine Robert hat die kleine Ida geschlagen, die zu ihrer Mutter läuft und weinend ruft: „Siehst Du, Mama, was Robert für ein ungezogener Junge ist; Du nimmst auch Alles an, was der Storch bringt.“

— **Die größten Bahnhofshallen in Europa.** Unter den Bahnhofshallen (Bahnsteighallen) in Europa ist die in Frankfurt (Main) die größte. Dieselbe besitzt 31,248 qm überdeckte Fläche und zeigt drei Schiffe von je 186 m Länge, 56 m Breite und 28,6 m Firsthöhe. Nach dieser Niesenhalle kommt die des im Bau begriffenen Personenbahnhofs in Köln (Rhein). Diese ist 255 m lang, 92 m breit und 24 m hoch; sie bedeckt eine Grundfläche von 23,460 qm und besitzt ebenfalls drei Schiffe, deren mittleres eine Breite von 65 m hat; jedes Seitenschiff ist 13,5 m breit. Das Mittelschiff der Kölner Bahnhofshalle ist allein noch 4,3 m breiter als die ganze Halle des Anhalter Bahnhofes in Berlin. Nach diesen beiden deutschen Bahnhofshallen kommen die Hallen des St. Pancras-Bahnhofes und der Cannon Street-Station in London, sowie der Midland-Station in Manchester. Erst hinter diesen fünf Hallen kommen der Größe nach die Hallen der Bahnhöfe in Berlin, welche man fälschlich vielfach als die größten Bauwerke dieser Art hält. Die größte Halle in Berlin ist die des Anhalter Bahnhofes mit 10,185 qm überdeckter Fläche, 167,5 m Länge, 60,7 m Breite und 34,2 m Höhe. Dann folgt die Halle des Lehrter Bahnhofes mit 6607 qm und die des Potsdamer Bahnhofes mit 6020 qm überdeckter Fläche. Die anderen Bahnhöfe in Berlin haben wesentlich kleinere Hallen.

Für die Hausfrau.

— **Kalte Füße.** Sobald sich im Herbst die kühlen Tage einstellen, findet sich mit ihnen bei vielen Personen die Plage der kalten Füße ein. Es ist dies ein Uebel, welches nicht nur unbeschaglich und lästig ist, sondern auch Erkältungen und insolge dessen ernste Krankheiten nach sich ziehen kann. Im Interesse unserer Gesundheit, und um Allem Unwohl- und Kranksein vorzubeugen, müssen wir deshalb dieses unangenehme Uebel der kalten Füße zu beseitigen suchen. Dies geschieht am besten und einfachsten, wenn man die Füße allabendlich vor dem Schlafengehen mittels eines Schwammes mit kaltem Wasser abwäscht und sodann mit einem

recht groben Handtuch, einem sogenannten Frottirtuch, ganz trocken reibt, wodurch sie bald warm werden. Ist man zu Bett gegangen, so nickelt man die Füße in ein recht warmes wollenes Tuch ein, damit sie warm bleiben. Dieses so einfache Verfahren ist eine wahre Wohlthat besonders für solche Personen, welche oft kalter Füße wegen nicht einschlafen vermögen. Beim Aufstehen am Morgen empfiehlt es sich frische, rein wollene Strümpfe anzuziehen, welche viel wärmer halten, als schon ein oder mehrere Tage lang getragene Strümpfe. Stellt sich im Laufe des Tages die Plage der kalten Füße ein, so scheue man nicht die Mühe, abermals frische Strümpfe anzuziehen und sich, wenn irgend möglich, durch Gehen Bewegung zu machen, um das Blut, das natürliche Erwärmungsmittel des Körpers, in Umlauf zu setzen und auch nach den Füßen hin zu treiben.

Weinbeer-Kompott. Nachdem man 4—5 schöne, große Weintrauben von den Beeren befreit hat, läutert man 200 g Zucker mit $\frac{1}{4}$ l Wasser, schäumt den Zucker ab und läßt die Beeren ungefähr 5 Minuten darin aufwallen, ohne daß sie zerspringen. Dann nimmt man die Beeren heraus, kocht den Saft zu einem dicken Syrup ein und gießt ihn über die angerichteten Beeren, worauf man das Kompott abkühlen läßt.

Wacholderliqueur. In eine Flasche mit ungefähr 4 l feinem Brantwein thut man $\frac{1}{2}$ l gute frische Wacholderbeeren, die man theilweise zerquetscht hat, und stellt dieselbe 14 Tage an die Sonne oder an einen warmen Ort, wobei man den Inhalt zuweilen umschüttelt. Dann feigt man den Brantwein durch, vermischt ihn mit 750 g in $\frac{3}{4}$ l Wasser geläutertem Zucker, läßt die Mischung abermals einige Tage fest verkorrt stehen, filtriert alsdann den Liqueur und zieht ihn auf Flaschen.

Aufbewahren der Eier. Man nehme übermangansaures Kali (eine Messerspitze voll genügt für 2 l Wasser), rühre diese Mischung eine Weile untereinander, bis das Kali gut aufgelöst ist und eine schöne tiefrothe Farbe giebt. Dann lege man die frischen Eier so in die Kalilösung, daß sie vollständig von der Flüssigkeit bedeckt sind. Die verweherten Eier müssen aber ganz rein und frei von Schmutzstellen sein, weil sich von diesen Stellen aus die Fäulniß am schnellsten entwickelt; nach einer Stunde nehme man die Eier wieder aus der Kalilösung, trockne dieselben gut ab und wickle sie sorgfältig in reines Papier, lege sie dann in einen Korb oder eine Kiste und bewahre sie in einem trockenen, frostfreien Raum auf. Derartig präparirte Eier halten sich sechs bis sieben Monate und länger, ohne dabei an ihrem Wohlgeschmack etwas zu verlieren, wie dies bei Kalkeiern oder in Strohhäufel und Sägepäne gepackten Eiern der Fall ist, welche meistens einen unangenehmen, dumpfigen Geschmack annehmen. — Dieses Mittel zeichnet sich durch Einfachheit und Billigkeit aus.

✱ Humoristisches Eppo. ✱

Aus den Lustigen Blättern.

Angeborene Größe. A.: Ich glaube, Ihr Sohn wird mal sehr berühmt, wenn er lange genug lebt. B.: So, wodurch meinen Sie denn, daß er so berühmt wird? A.: Na, durch sein hohes Alter — wenn er eben lange genug lebt!

Chinesische Kriegsartikel. „Haben denn die Chinesen das rauchlose Pulver?“ „D, die haben noch mehr: die besitzen sogar rohrlose Kanonen, roßlose Kavallerie, schußlose Gewehre und nächstens werden sie eine schifflose Marine und eine existenzlose Armee haben!“

Der perfekte Franzose. A.: Ich gehe also in Paris über die Boulevards und sehe eine entzückende Frauengestalt vor mir daherschweben. Es regnete gerade, und diesen Anlaß benützte ich, um der Dame meinen Schirm anzubieten. B.: Wie drückten Sie sich denn aus? Mit Ihrem Französisch ist es doch sehr mangelhaft! A.: O, das ging ganz gut; ich sagte einfach: „Madame, voulez-vous quelquefois?“ B.: Was sollte denn das heißen? A.: „Wollen Sie mit-unter?“

Zu viel verlangt. Handwerksbursche (im Laden): Bitte um'ne Gabe! Kaufmann (stark beschäftigt): Hab' jetzt keine Zeit, kommen Sie morgen wieder! Handwerksbursche: Wat? Bei die schlechten Zeiten ooch noch Kredit geben?!

Neue Definition. „Wie kann man nur so kurz-sichtig sein! Was sind Sie denn in Ihrem Civilverhältniß?“ „Apotheker.“ „Apotheker? Na, Sie werden och das Sehrum nicht erfunden haben!“

Die Belohnung.

Flottmann junior, ein vorzüglicher Schwimmer und Ruderer, bemerkt eines Tages, während er dem Wassersport huldiert, einen äußerst forpulenten Herrn, der sich unvorsichtiger Weise an ein dünnes und morsches Brückengeländer anlehnt. Bevor es ihm gelingt, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, bricht das Geländer entzwei, der dicke Herr stürzt kopfüber in's Wasser und verschwindet im nächsten Augenblick in der Tiefe.

Der jederzeit hilfsbereite Flottmann wirft sofort seinen Rock ab und stürzt sich in die Fluthen. Es gelingt, ihm auch den Ertrinkenden zu fassen und mit Aufbietung aller Kräfte an's Land zu bringen.

„Junger Mann,“ ruft der Gerettete, „ich danke Ihnen mein Leben. Sie sollen den Dienst keinem Undankbaren erweisen haben: ich will Ihre edle That reich belohnen. Empfangen Sie zunächst diesen Hundertmarkschein!“

Flottmann hatte Mühe, dem Geretteten begreiflich zu machen, daß er kein Geld brauche, worauf dieser traurig seine Brieftasche wieder einsteckt.

Da kommt ihm zuletzt ein glücklicher Gedanke. Freudig ergreift er die Hand des Retters und spricht:

„Hören Sie, junger Mann, ich will Ihnen etwas geben, was kostbarer ist als Geld und was Sie sicher nicht zurückweisen werden, nämlich einen guten Rath: „Essen Sie nie „warme Würstchen“! Ich bin selbst Fleischer und weiß, was drin ist!“

An den Unrechten gekommen. Oberstabsarzt M. betritt in Begleitung mehrerer junger Militärärzte das Militär-lazareth. Im Saale, wo die Brustkranken liegen, bemerkt er: — „Es ist mir oft aufgefallen, meine Herren, daß gerade Musiker, die Blasinstrumente spielen, ganz besonders für Brustkrankheiten, incliniren. Ich frage deshalb fast jeden derartigen Kranken, der mir vorgeführt wird? „Sind Sie Musiker?“ — „Nicht wahr,“ wendet er sich an einen Patienten in der Nähe, „Sie sind Musiker? Ich möchte darauf wetten!“ — „Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt.“ — „Sie sehen, meine Herren, daß ich auch in diesem Falle Recht hatte. — Und welches Instrument spielen Sie? — Die große Pauke, Herr Oberstabsarzt!“

Ein werthvoller Brief. A.: Gestern habe ich beim Autographenhändler Schwindelmaier einen sehr werthvollen Brief gekauft. B.: Von wem ist er denn? A.: Von Friedrich II. B.: So? was steht denn drin? A.: Der Brief ist kurz, aber wichtig: „An Maria Theresia, Wien, Hofburg. Hierdurch erkläre ich Ihnen den siebenjährigen Krieg. Ergebenst Friedrich der Große.“

Aus dem Kladderadatsch.

†. Alexander III. †.

Tod ist der Zar, der Tod hat ihm gewährt,
Was ihm das Leben nicht beschiednen,
Was er gepflegt hat und doch selbst entbehrt:
Den Frieden.

Was das Volk spricht.

„Endlich haben wir ihn gestürzt!“ sagte der Landwirth.
„Sie sind an dem Felsen der Sozialdemokratie gescheitert!“ sagte Grillenberger.

„Da fliegen Sie hin, und ich bleibe sitzen!“ sagte ein Finanzgenie.

„Dabe das längst geahnt!“ sagte Eugen der Dicke.
„Nur nicht Helldorf!“, sagte die Kreuzzeitung.

„Heute mir, morgen dir!“ sagte Bindter.
„Auf wen wetten Sie?“ sagte der Sportsman zum Sportsman.

„Wirft hoffentlich ein Geschäftchen ab!“ sagte Meier und eilte auf die Börse.

„Schade um Eulenburg!“ sagen die Landräthe.
„Ob Caprivi jetzt wohl heirathen wird?“ fragte Geheimraths Rieke.

„An mich denkt keiner!“ sagte Knörcke.
„Jetzt gib'ts hoffentlich doch noch den Staatsstreich!“ sagte Röhler.

„Schade, daß ich brummen muß“ — sagte Ahlwardt;
„jetzt könnte ich eine Mark Eintrittsgeld fordern.“

„Ach äh!“ sagte der junge Lieutenant. „Wieder ein Platz frei für Avancement. Soll mich wundern, wann Reihe an mir.“

„Ach, äh!“

„Uns bleibt immer noch Miquel!“ sagte der Kladderadatsch.

Aus den Fliegenden Blättern.

Zweideutig.

(Aus einer Preisliste.)

... Es erhielten solche Maschinen von mir:

- Herr Schulze in Berlin,
- Herr Müller in Hamburg,
- Herr Schmitt in Köln a. R. u. s. w.

und ich bin sowohl, wie auch bei den drei angeführten Herren, zu weiterer Auskunft gerne bereit.

Schulhuben-Logik. „Gehst Du gerne in die Schule, Kubi?“ — „Aber Papa, in die Schule geht nicht einmal unser Lehrer gern!“

Aus einem Roman. ... So gestand er ihr denn ganz unumwunden, daß seine Liebe einer anderen gehöre. In dem Augenblicke aber prallte der Wagen an einen Stein, und Sidonie wurde in den Straßenranken geschleudert, wo sie mit gebrochenem Herzen liegen blieb.“

Bachfisch-Phantasia. Elise (die ein Tagebuch zum Geburtstag erhalten): „Zweihundert Seiten! ... Gott, was kann man da Alles hinein erleben!“

Mnemotechnisches. Unteroffizier (in der Instruktionstunde): „In welchem Jahre wurde die Hermannschlacht geschlagen?“ (Keiner antwortet): „Aber, Kerls, denk doch an die zwölf Apostel und zählt drei ab!“

Falsch aufgepaßt. Professor: „Wie kommt es, Fräulein Nest, daß diese Erdkugel nicht ganz rund, sondern an zwei Seiten abgeplattet ist?“ — Schülerin (ängstlich): „Bitte, Herr Professor, das ist im vorigen Jahre auch schon gewesen!“

Im Heirathsbureau. „Haben Sie Vermögen?“ — „Nein!“ — „Aber einen Beruf?“ — „?“ — „Gegenwärtig nicht — ich habe meine Gründe . . .!“ — Also — Grundbesitzer!“

Die Hauptsache. Bauer: „Herr Vorsteher — 's brennt, 's brennt! Kumme Se retten — retten!“ — Vorsteher: „M's Brenn' gah' ich gor nicht — ersichten müssen se — bloßen!“

Rnackmandeln.

(Nachdruck verboten.)

Räffelsprung.

| | | | | | | | |
|------|------|---------|--------|------|-------|-------|-------|
| es | sen | falt | | | den | den | dern |
| sen | * | wie | lo | auf | rot | * | dern |
| der | wird | schmück | au | in | fel | wäl | schim |
| | die | schwei | herbst | zeit | mernd | und | |
| | | herbst | laub | get | grau | | |
| | well | ihr | ist | nur | fal | der | |
| lie | les | die | raub | sen | ter | ter | len |
| find | * | der | sen | lo | de | * | wet |
| al | ro | scr | | | to | macht | blät |

Krenz-Charade.

| | | |
|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 |
| 4 | 5 | 6 |
| 7 | 8 | 9 |

- 1 2 3 glänzt aus den Sagen her,
Seine Pracht liegt unten tief im Meer.
- 4 5 6 die Bibel zeigt uns an
Wie dies Weib verrieth den stolzen Mann,
- 7 8 9 ein Juwel aus Allah's Hand,
Heil dem Wüstenwandler, der es fand.
- 4 1 9 auf Schild und Bannertuch
Manchem gilt es auch als Lebenspruch.
- 4 und 7, herrliches Gedicht,
8 4 hörst du gern vom Liebchen nicht.
- 5 6 Jedermann als Farbe kennt.
- 1 7 5 2 ein tönend Instrument.
- 5 8 2 im Urwald im Gewächs,
Kennst du Balsmen, kennst du auch 9 6.
Bist Lateiner du, künd ich dir an:
1 und 8 bezeichnet deine Bahn,
1 4 7 thu ich klar und wahr,
1 und 3 sei froh dir immerdar.
4 8 nennst du die geliebte Maid
Lebe in 4 7 alle Zeit.

Citaträthsel.

Aus jedem Citat ist ein Wort zu nehmen, so daß ein neues Citat entsteht.

- 1. Ein lust'ger Musikante — spazierte einst am Nil . . .
- 2. Und eine Muster frisch und klar — soll jeder Stein enthalten.
- 3. Komm, Nordwind, sege durch den Tann!
- 4. Vor Gott sind alle Menschen gleich.
- 5. Prinz Mai zieht ein mit seiner Pracht!
- 6. Leg starke Wächter vor des Herzens Thür, daß finstre Träume nimmer dich beschleichen.

Bilder-Räthsel.



Auflösungen der Räthsel aus Nr. 5.

Gegenspruch: Von jedem Zahlwort ist durch Umwandlung des Anfangs- und Endbuchstabens ein neues Wort in der geforderten Bedeutung zu bilden. Die Wörter sind: Kind, o weh!, Treu, Dieb, Hüne, Hecht, Siebel, Echo, Heue, Hebe.

Diamanträthsel:

E
L E E
I N D R I
E R D B A L L
W U N D E
T O M
I

Sie mit Welle.

Bilderräthsel: Ist einer übermannt, ist weichen keine Schand.
Delphischer Spruch: Nase, Hase, Gase, Base Base.
Alte Mönchschrift: Der Himmel belohnt barmherzige Leute.
(aut = o der, H in farina = H im Mehl, Belus = Pel, sine = ohne, T B = t b, brachium = Arm, dominus = Herr, capra = Ziege, las = Lau, thea = Thee.)